



# Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. \* № 5.

## Der Türkenweil.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.  
 Von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Mädchen starrte auf die gespickte Brieftasche, als ob es seinen Augen nicht trauen könne. „Jesus — Vatter, das viele Geld! Wo haben Sie's nur herkrieg't, so g'schwind?“

„Vom Valentin Fuchs in Siegling drüben,“ antwortete Nieder. „Ich hab' doch vorsorgen müssen; wenn der Ferdinand so weit is, daß man mit ihm reden kann, wird er sein' Lohn wollen und das andere.“

Rosel's Gesicht hatte sich verdüstert, als sie den Namen des Geldgebers hörte. Nieder sah es wohl, aber er redete trotzdem weiter. Es drängte ihn eben, der Sache ein Ende zu machen.

„Nebrigens das hab' ich dir noch gar nit g'sagt: heut hab' ich ein' Brief kriegt, daß ich die Ennsberg'sche Hypothek in drei Monaten zurückzahlen muß. Dreißigtausend Gulden.“

Rosel fuhr zusammen. „Herrgott! — Und das Geld wollen S' auch vom Fuchs nehmen, Vatter?“

„Von wem denn sonst?“ fragte der Bauer barsch. „Hat sonst doch keiner was, und die was haben, geben nix her.“

„Aber dann g'hört ja der halbe Hof dem Menschen!“ klagte das Mädchen.

Nieder nickte. Dann sagte er langsam, wobei er es beharrlich vermied, seinem Kinde ins Gesicht zu sehen: „Mehr als der halbe Hof — der ganze. Wenn's dem Fuchs beliebt, kann er im September das ganze Anwesen versteigern lassen, und was dafür einkommt, langt noch nit einmal, die Schulden, die drauf sind, zu zahlen. Dann sind wir Bettelent' und noch was Schlimmeres — Kridamacher sind wir. Vielleicht muß ich gar ins Gefängnis, wie ein betrügerischer Kaufmann, der die Leut' um das Ihrige 'bracht hat.“

Nun war Rosel schneeweiß im Gesicht. Mit weit aufgerissenen, angstvoll herumirrenden Augen sah sie dem Vater ins Gesicht, der ihrem Blicke beharrlich auswich.

„Das ... das is ja schrecklich!“ stotterte das gequälte Mädchen endlich mit stockender Stimme hervor. „Und ... und giebt's denn kein Mittel? Gar keins?“

„O ja,“ murmelte der Vater kaum hör-

bar und sah dabei beharrlich zu Boden. „Ein Mittel giebt's schon. Aber nur eins.“

„Sagen Sie's, Vatter! Sagen Sie's!“  
 „Du mußt — den Martin Fuchs heiraten.“

Eine Weile war es nun so lautlos still zwischen den beiden, daß man den Holzwurm in der Zimmerwand picken hörte wie mitten in der Nacht. Endlich hob Nieder, auf den dieses Todeschweigen drückte wie ein bleierner Mantel, scheu die Augen und sah seine Tochter an.

Rosel stand wie eine Bildsäule da. Ihre Arme hingen schlaff herunter an dem eng anschließenden, halb städtischen Waschkleidchen, das sie trug. Ihr Gesicht war blaß und starr, wie von Stein gehauen, zwischen den hübschen Brauen saß eine tiefe Falte.

Endlich brach sie das Schweigen. Mit harter, metallisch klingender Stimme fragte sie: „Der Fuchs hat Ihnen das Geld wohl nur unter der Bedingung gegeben, Vatter?“



Scheik Mubarek von Kueit mit seinem Sohn und zwei Dienern. (S. 35)

Mühsam antwortete der Bauer: „Das nit — Aber ein Papier über das Doppelte hat er mich unterschreiben lassen. Und dann hat er mir g'sagt, daß das präsentiert wird, in

drei Monaten, zusammen mit der fälligen Hypothek, wenn ihr zwei bis dahin nicht verheirat' seid.“

Rosel nickte. Die Falte zwischen ihren Brauen war noch tiefer geworden. „So schnell soll das gehen!“ sagte sie schneidend. „Und Sie haben zu dem Handel ja g'sagt, Vatter? Wissen Sie nit, was für ein Mensch der Martin is? Daß er nit grad schön is, das macht nix. Man g'wöhnt sich dran. Aber ein lieblerlicher, schlechter Kerl is er. Das wissen ja alle Leut'.“

Nieder zuckte die Achseln. Als er antwortete, grollte in seiner Stimme schon etwas wie Aerger darüber, daß der peinliche Auftritt so lange hingezogen wurde. „Mein Gott! — Junge Leut' woll'n si' halt austoben,“ sagte er. „Nebrigens werden grad solche wilde Burschen die besten Ehemänner.“

„Sie haben Ihnen das ja recht schön z'rechtg'legt, Vatter,“ antwortete Rosel leidenschaftlich. „Wenn Sie no' eine Weil' so fortreden, so muß ich mich noch bedanken dafür, daß ich den — den Martin Fuchs heiraten darf. Wenn ich aber schon ein' andern gern hätt', wie wär's dann, Vatter?“

Nieder sah betroffen auf. Zögernd meinte er: „Wenn er Geld g'nug hätt', daß er mi' losfeisen und den Niederhof erhalten könnt — —“

„Vielleicht is's ein ganz Armer, der, den ich im Sinn hab',“ unterbrach ihn Rosel.

Da ging mit Franz Nieder eine eigentümliche Veränderung vor. Alles Schöne und Schuldbewußte wich aus seiner Miene und seiner Haltung. Seine Stirnadern schwellen, sein Gesicht rötete sich, die Augen schossen Blitze. Wütend polterte er los: „Was? In ein' Bettelbuben willst dich hängen? Jetzt, wo die ganze Hoffnung von dein' alten Vatern auf dich g'fest ist? Hab' ich dich dazu aufzogen? Aber ich will dir was sagen: zwingen kann ich di' nit — du bist im stand und brennst mit dein' Strome durch. Aber daß du's weißt: an dem Tag', wo sie mir 's Haus über'm Kopf weg verkaufen, und ich obendrein noch als ein Schwindler vor die Leut' steh', der Schulden macht, die er nit zahlen kann, an dem Tag' brenn' ich mir eine Kugel ins Hirn. Wenn du dann neben meiner blutigen Leich' mit dein' Kerl Hochzeit machen willst, kannst es thun. P'amm'passen thut ihr ja hernach: du hast nix, er hat nix. — Aber hüt' di', Dirn', daß ich nit früher erfahr',

wer's is! Die Knochen im Leib brech' ich ihm . . ."

Da warf er einen Blick in Rosels Gesicht und verstummte. Aus diesen vor einer Viertelstunde noch so weichen Zügen, die jetzt so spitz geworden waren, sah ihm so viel bitteres Herzeleid und so viel äbende Verachtung entgegen, daß die Kolophoniumblitze seiner künstlich entflammten Wut plötzlich verflagten.

Weinerlich stotterte er: „Aber na, na, na . . . gelt, mei' Roserl, so was thust mir nit an? — Bist ja immer mein gut's Kind g'wesen. Nur schrecken hast mi' wollen da zuvor, gelt? Weil ich dich halt hätt' fragen sollen, bevor ich so was ausg'macht hab'. Ich hätt's ja auch 'than, Roserl, das kannst mir glauben. Aber es is halt alles so auf einmal über mich 'kommen heut. Erst die G'schicht mit dem Ferdinand, dann die Hypothek . . . wie vor'n Kopf g'schlagen bin ich dir g'wesen. Und das hat sich der verdächtige Gauner, der alte Fuchs, halt zu nutzen g'macht und hat mir die Schlinge über'n Kopf g'morfen. Geh, sag doch was, Roserl! Sag, daß d' mi' nur schrecken hast wollen.

Du hast kein' Schatz, gelt, nein? Und wann d' ein' hast — ich will gar nit wissen, wer's is, dann giebst ihm den Laufpaß und nimmst den Martin, gelt, mein lieb's Dirndel? Du wirfst ja nit wollen, daß so viel Elend und Schand' über dein' alten Vatern kommt. Sie thät' ja auch über dich kommen, die Schand' . . ."

Er versuchte Rosel an sich zu ziehen, seine Arme griffen aber in die leere Luft. Das Mädchen war, sowie es die Absicht des Vaters merkte, hinter den Tisch geslüchtet, der inmitten des Zimmers stand.

„Wann kommt mein Herr Bräutigam?“ fragte sie, ohne den Vater anzusehen.

Nieder schluckte. „Am . . . am Sonntag . . . haben s' g'meint . . .“

„Gut. Ich werd' ja sagen. Bis dahin aber reden wir nicht von der Sache.“

Sie eilte aus dem Zimmer. Als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war, zog Nieder sein Taschentuch und betupfte sich die feuchte Stirn. „Gott sei Dank,“ seufzte er, „daß das vorbei is!“ Und gerührt fügte er hinzu: „Sie dauert mich. Aber kann ich ihr denn helfen?“

Er schüttelte wehmütig den Kopf und zog dabei eine Zigarre hervor, der er die Spitze mit vieler Sorgfalt abschchnitt, um das feine Deckblatt nicht zu beschädigen. Dann zündete er den Glimmstengel an und ging rauchend auf und ab.

„Ist doch gut, daß ich immer so stramm auf die Sachen losgeh,“ dachte er selbstgefällig. „Jetzt bin ich's los, die z'widere G'schicht. Und die Rosel wird sich schon drein finden. Wird schon. Aber neugierig thät's mich doch, ob s' wirkli' ein'n hat, d' Rosel, oder ob das nur so g'redt war von ihr.“

Die Rosel hatte sich in ihr Zimmerchen geslüchtet, sich auf das Bett geworfen und sich zunächst einmal recht gründlich ausgeweint. Als der Krampf, der sie geschüttelt hatte,

nachließ, erhob sie sich mühsam, zündete die Lampe an — es war inzwischen tiefe Dämmerung geworden — und schrieb einen Brief:

„Mein innig geliebter Karl!  
Komm sofort zu mir. Steige aber nicht im Ort ab, sondern drüben in Gopfing. Wenn Du da ein Boot nimmst — das ist nicht auffallend, alle Fremden, die drüben wohnen, rudern — und nach der alten Waldkapelle, die man von drüben sieht, zuhältst, so kommst Du etwas oberhalb der Hütte des Türkenweit an unser Ufer. Auf der Straße, die an der Hütte vorbei in den Wald führt, werde ich Dich übermorgen abend neun Uhr erwarten. — Heute schreibe ich nur so viel, daß sich meine schlimmsten Befürchtungen zu erfüllen scheinen. Mehr kann ich nicht schreiben, denn der Kopf schmerzt mich zum Zerspringen. Entschuldige darum auch die schlechte Schrift.“

Es küßt Dich innig  
Deine traurige Rosel.“  
Sie überlas den Brief und schob ihn dann in einen Umschlag, den sie sonderbarerweise nicht an einen Herrn, sondern an ein Fräu-

weltliche Rücksichtnahme noch nicht kannte und das S nicht aussprechen konnte, plärrte in der hintersten Reihe den Gebruf weiter: „Fisch . . . fisch! Alter Lufttschauberer! — Fisch . . . fisch . . . fisch . . . Heckschenmaschter!“

Da merkte der Knirps auf einmal, daß er allein weiterschrie. Sofort schwieg er betreten, und einen Augenblick später flüchtete er heulend nach seinem Vaterhause.

Rosel war indessen neben dem Türkenweit weitergegangen, um ihn davor zu behüten, daß die Buben die Verfolgung wieder aufnahmen. Aber ihr graute schrecklich vor den wirren Reden, die er halb zu ihr, halb vor sich hin meckerte und dazu immer wieder so schrecklich gröhlend und pfeifend lachte: „Bist do' ein guet's Mädel, mei' lieb's Annerl. — Nur schad', daß d' jetzt alles büßen mueßt, alles büßen. Und sauber bist wieder, Dirndel. — Vor achtz'g Jahr', weißt no', wie wir am Kir'tag 'tanzt haben miteinand', wir zwa? — Da hab' i freili' besser paßt zu dir wie heut . . . besser paßt, ja. — Aber der ander' war dir do' lieber, der ander', den d' Fisch g'fressen hab'n dafür . . .“

Rosel fürchtete sich so sehr, daß sie froh war, als sie den meckernden und grin-senden Kobold abschütteln konnte. Was er mit seinen tollen Reden etwa meinte, daran dachte sie nicht einmal. Der Alte war eben ein Narr. Sie aber hatte andere Dinge im Kopfe.

3.

Die hilfreiche That Rosels oder Annerls, wie er sie beharrlich nannte, hatte auf den Türkenweit tiefen Eindruck gemacht. Er haßte und fürchtete nichts so sehr als die Straßenjungen, die ihn verhöhnten und äßten und ihn mit



Die Villa Borghese in Rom. (S. 35)  
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

lein Marianne Gruber in Linz an der Donau adressierte. Das war offenbar von dem „innig geliebten Karl“ so eingerichtet worden, damit man auf die vielen an einen und denselben Mann gerichteten Briefe von der Hand der Nieder-Rosel nicht aufmerksam würde.

Als der Brief geschlossen war, weinte das Mädchen noch einmal ein bißchen. Dann blies es die Lampe aus und lief davon, um das Schreiben in den Postkasten zu stecken.

Als sie auf die Straße trat, umheulte sie lautes Gelächter und Geschrei. Die liebe Dorfjugend war wieder einmal hinter dem Türkenweit her. Der lief in seiner sonderbaren Gangart dahin, ohne nach den Buben umzusehen, die johlend hinter ihm drein tanzten. Nur manchmal schlug er mit seinem Handstock, natürlich ohne jemand zu treffen, nach hinten. Die Bauern und Bäuerinnen, die rechts und links der Straße in ihren Hausthüren lehnten, lachten breitmäulig über das Schauspiel.

Rosel aber schoß das helle Blut in die Wangen, und sie trat der lärmenden Kinderschar zornig entgegen: „Ihr nixnuzig's Volk! Fürchtet ihr euch nit der Sünd', so ein' alten Mann ausz'spotten?“

Die größeren Jungen wichen in tiefem Respekt vor der Großbauertochter stumm zurück. Nur ein kleiner Hosenmaß, der solche

Schmutz und Steinen warfen. Und von denen hatte Rosel-Annerl ihn heute befreit.

Während er durch den immer dunkler herabsinkenden Abend seiner Hütte entgegenstolperte, redete er immer aufgeregter in die Nacht hinaus.

„Do' ein gut's, lieb's Dirndel, d' Annerl. — Und jetzt soll s' mit'm Bettelstecken wandern. — Wenn i ihr nur helfen kunnt! — Mit'm Pfarrer kunnt i vielleicht reden. — Aber na, mit'm Pfarrer nit. Der fangt mir wieder vom Beichten an. — Und beichten thu' i nit — i nit. — Erst bei der letzten Delung, wann er nimmer so viel fragen kann. — Denn vergeben will i's nit. Was kümmert's mi'? Hab' i's eingraben? — Na. — Hab' i's ausgraben? Na nit. — Nur g'hit' hab' i's so viele, viele Jahr'. Soll's unten liegen bleiben. Hab' i nix g'habt davon, soll loa anderer aa nix hab'n . . .“

Diese wunderlichen Sätze wiederholte er immer und immer, auch als er längst in seiner Hütte stand, die blakende kleine Lampe angezündet und aus dem in Zeitungspapier gewickelten Pakete die Einkäufe hervorgeholt hatte, um derentwillen er heute ins Dorf geschlichen war: eine grobe Wurst, ein kleines schwarzes Brot, etwas billigen Käse. So gierig er sonst nach solchem Gange über die frische Nahrung herfiel, die er sich seit Wochen

nur einmal holte, heute aß er kaum von all den lockenden Dingen, so arbeitete und wühlte es in ihm.

„Helfen möcht' i ihr do', der Annerl.“  
Als er das zum zehnteinmal vor sich hin murmelte, regte sich der Falke auf seiner Sitzstange. Er griff mit den Fängen nach rechts und nach links, blies die Federn auf, zwinkerte im Lampenlicht mit den Augen und gab ein paar knurrende und krächzende Töne von sich.

Den Türkenweit packte eine ungeheure Angst. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach dem Vogel. „Alle gueten Geister!“ stammelte er. „Is's dir nit recht, Peterl? — Oder heißt du am End' gar nit Peter? — Sibt leicht nit der Mitter vom Hoheneggstein in dir, sondern mein Wastel-Brueder? — Bist du der Wastel, ja? — Und dir is's nit recht, daß i der Annerl helfen will? —

Weil s' do' schuld war, daß du 'unter hast müssen in d' Donau, zu die grauslichen Fisch', in deine jungen Jahr'? — Geh, geh, geh, geh, Wastel — sei guet! — I will's ja scho' nit thuen, wenn's dir nit recht is ...“

Der Vogel hatte längst wieder den Kopf unter die Fittiche gesteckt und träumte, der Alte aber sah immer wieder furchtsam nach ihm hin. Als er mit seiner Mahlzeit, an die er sich endlich gemacht hatte, fertig war, streute er das Mäusefutter reichlicher als sonst aus; damit der Falke Peter, der möglicherweise auch Wastel heißen konnte, morgen ganz gewiß ein reichliches Frühstück habe, stellte er vier Topffallen statt der gewöhnlichen drei auf und legte sich dann schlafen.

Am anderen Morgen piepte und raschelte es richtig unter allen vier Töpfen. Sowie der alte Mann sich erhob, sprang auch der Falke von seiner Stange und kauerte sich auf den Boden, die Federn gestäubt, die glühenden Augen unverwandt auf seinen Herrn gerichtet.

Der lachte und meckerte vor Freude. „Bist wieder guet, Wastel? — Is brav von dir. — Sollst dafür auch Mauferl haben, zwei, drei, vier Mauferln. Paß nur schön auf — glei' wer'n s' laufen!“

Er kauerte sich nieder und schob behutsam den ersten Topf in die Mitte des Zimmers. Unter dem Gefäß piepte und pfiß es ganz erbärmlich dabei. Als der Alte den Topf aufhob, saß eine große Maus da, die im Lichte einen Augenblick wie hypnotisiert sitzen blieb, um dann blitzschnell nach der nächsten schirmenden Ecke zu huschen.

Der Falke war aber schneller als sie. Auf den Fängen hüpfend, mit dem ge-

sunden Fittich schlagend, stürzte er ihr nach und erhaschte sie gerade in dem Augenblicke, bevor sie unter der wurmtichtigen alten Truhe im Fensterwinkel verschwand. Das Tierchen pfiß noch einmal durchdringend auf, dann knackte sein feister Körper im Schnabel des Feindes. Der Falke kröpfte gierig und kehrte dann erwartungsvoll auf seinen Platz neben dem Alten zurück, um auf den zweiten Gang seiner Mahlzeit zu warten.



Vizeadmiral Geißler, der neue Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders. Nach einer Photographie von F. Urbahns in Kiel.

Der Vorgang wiederholte sich bei jedem Topfe. Unter dem vierten schossen gar zwei Mäuse hervor, vielleicht ein Liebespaar, das an dem lederen Speckstückchen, das als Lockspeise diente, sein Hochzeitsmahl hatte halten wollen. Der Vogel, der auf diese Ueber- raschung nicht gefaßt war, erwischte nur die eine der Mäuse. Die andere entrannt ihrem Schicksal.

„Dje,“ sagte der Türkenweit bedauernd, „jezt is die fort. — Hast nit ordentlich aufpaßt, Wastel. — Na, macht nix, wir kriegen's scho' wieder, 's Mauferl.“

Er humpelte zur Thür und öffnete sie. Der Vogel hüpfte hinaus. Der alte Mann schloß die Thür wieder und humpelte dann an den Ofen, hinter dem er ein Fläschchen Schnaps hervorholte. Das hielt er gegen das Licht, bezeichnete sich mit dem Daumennagel die Stelle, bis zu der zu trinken er sich erlaubte, und ließ dann, den Kopf zurückbiegend, genau die abgemessene Menge der belebenden Flüssigkeit in seinen Hals rinnen. Darauf wurde die Flasche mit großer Umständlichkeit wieder verstopft und an ihren Ort hinter den Ofen zurückgestellt, und Weit ging hinaus, um sich am Brunnen zu waschen.

Darauf kam das Hauptereignis des Morgens. Mit vor Begier glänzenden Augen kramte der Alte aus der Tischlade eine kurze, fast schwarze Pfeife und den Tabaksbeutel hervor. Der Kopf wurde sorgsam gereinigt

und dann mit dem Quantum Tabak gefüllt, das sich der Türkenweit täglich gestattete. Es war wenig mehr als eine halbe Pfeife voll. (Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

Der **Scheik Rubarek von Aueit** ist neuerdings zu einer vielgenannten politischen Persönlichkeit geworden, da das von ihm beherrschte Gebiet an der Küste des Persischen Meerbusens ein Streitobjekt zwischen der Türkei, England und Rußland bildet. Es enthält nämlich den weitaus besten arabischen Hafen im Persischen Meerbusen, der nach Ausbau der projektierten Bagdabbahn zu einem höchst wichtigen Handelsplatze werden wird. Scheik Rubarek, der nominell unter der Oberhoheit des Sultans steht, hat offenbar Unabhängigkeitsgelüste, worin er von den Engländern bestärkt wird. — Durch den Ankauf der berühmten **Villa Borghese in Rom** ist der



Dr. Chantemesse. Nach einer Photographie von Sartony in Paris.

italienische Staat für den verhältnismäßig geringen Preis von 6 Millionen Franken in den Besitz einer der größten und schönsten Privatgalerien der Welt gelangt, und die Stadt Rom um eine öffentliche, jedermann unentgeltlich zugängliche Paranlage bereichert worden, die mit der des Monte Pincio verbunden werden soll. Kardinal Scipio Borghese legte diese herrliche Besingung unmittelbar vor der Porta del Popolo an, die zu besuchen und zu bewundern kein Komreisender veräümt. Der jetzige Fürst Borghese wurde durch Geldverlegenheiten gezwungen, sich ihrer zu entäußern. — **Vizeadmiral Geißler, der neue Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders**, ist am 20. Juni 1848 zu Ahlen in Westfalen geboren, wurde 1869 Leutnant zur See und stieg infolge seiner Tüchtigkeit schnell von Stufe zu Stufe. 1876 ging er als Wachoffizier der „Wineta“ zum erstenmal nach Ostasien, besuchte nach der Rückkehr in die Heimat die Marineakademie und wurde dann in die Admiralität berufen. Während der chinesischen Wirren kommandierte Geißler als Contreadmiral die nach Ost-



Der Schauplatz des Eisenbahnunglücks bei Altenbeken. Nach einer Photographie von A. L. P. H. von in Paderborn.

asien gesandte Panzerdivision der deutschen Marine. — Nach langen Versuchen ist es dem französischen Arzte **Dr. Chantemesse**, einem Schüler Pasteurs, gelungen, ein Heilserum gegen den Typhus herzustellen, das, wenn sich die darauf gesetzten Erwartungen erfüllen sollten, eines der wirksamsten Mittel im Kampfe gegen diese mit Recht gefürchtete schwere Infektionskrankheit sein wird. — Ein furchtbares **Eisenbahnunglück** hat sich bei **Altenbeken** in Westfalen ereignet. Der von Köln vermittags 8 Uhr 25 Minuten abgehende D-Zug mußte dicht vor genanntem Orte im Nebel halten, da ein Pferd unter die Räder der Lokomotive gekommen war. So geschah es, daß der kurz hinterdrein von Paderborn kommende Personenzug, dem auf der Blockstation irrthümlicherweise das

Signal „Freie Fahrt!“ gegeben war, von hinten auf den D-Zug aufrannte. Der letzte Wagen dritter Klasse wurde vollständig zerschmettert, und die Trümmer fingen unter dem Menschenlasten der Lokomotive zu brennen an. Von den 38 Insassen des zerstörten Wagens fanden zwölf ihren Tod, außerdem zählte man zehn Schwer- und eine Anzahl Leichtverletzte.

### Am Saborfeſte in einem ſerbiſchen Kloſter.

(Mit Bild.)

Ein Feſt nach der Art unſerer Kirchweihen iſt das Saborfeſt in Serbien; es gilt den Schutzheiligen der griechiſch-katholiſchen Klöſter des Landes. Schon in aller Frühe am beſtimmten Tage ziehen die Bauern aus der engeren und weiteren Umgebung des Kloſters in ihren Ochſenwagen zum Kloſter. Ein Hochamt eröffnet die Feier; die Gemeinde

empfangt den Segen des Priors (Zgumen) und bringt dem Kloſter Geſchenke dar. Die angeſeheneren Beſucher werden dann im Refektorium bewirtet, wobei es hoch hergeht; im Kloſterhofe aber entwickelt ſich währenddeſſen fröhliches Leben und feſtliche Luſt. Auch hier wird geſchmauſt und getrunken; die jungen Burſchen und Mädchen treten zum Reihentanz, dem Kolo, an. Dieſer Tanz iſt uralt. Ein Bauer ſpielt dazu auf ſeiner Hirtenflöte.

### Die Hyrare.

(Mit Bild auf Seite 37.)

Ein beſonders ſchädliches Raubtier iſt der Marder Braſiliens und Paraguays, die Hyrare. Sie erreicht eine Länge von 1 Meter, wovon jedoch etwa 45 Centimeter auf den dichtbehaarten Schwanz kommen. Der dicke Pelz iſt am Kumpfe, an den Beinen und am Schwanz bräunlichſchwarz, das Geſicht braungrau; an der Unterſeite des Halses findet ſich ein großer

gelber Fleck. Die Nahrung der Hyrare beſteht aus allen wehrloſen Säugetieren, die ſie überwältigen kann. Mäuſe, Kaninchen, Vögel aller Art, Hühner, junge Strauße bilden ihre Beute; aber auch junge Rehe und Hirschfälder fallen ihr häufig genug zum Opfer. Nach Marderart trinkt ſie mit Bier das Blut der von ihr niedergeriſſenen Tiere und würgt, wenn ſie in die Hühnerkäſte der Anſiedler einbricht, mehr, als ſie zur Sättigung bedarf. Ein behender Kletterer, beſteigt ſie leicht die höchſten Bäume, wenn Vogelneſter ſie locken oder wenn ſie ſich flüchtet vor dem ſie verfolgenden Jäger.

### Das rote Haus.

Erzählung von Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

Es war während des Karnevals in Niſſa. Alle Gaſthöfe und Penſionen, ja ſogar alle



Reihentanz am Saborfeſte in einem ſerbiſchen Kloſter.

Privathäuser, die ſich mit Vermietungen abgaben, waren überfüllt.

„Der arme Gaſton, der ſeit zwei Tagen herumläuft und keine Wohnung finden kann!“ ſagte die Komteſſe Saint-Diſ zu ihrer Freundin, mit der ſie auf der Veranda einer hübschen Villa ſaß.

Henriette Willmon lächelte eigentümlich und meinte: „Sie können ihn aber trotzdem nicht gut zu ſich einladen.“

Die Komteſſe errötete leicht. Dann erwiderte ſie: „Wie ſchlimm Sie ſind, Henriette! Aber wahrhaftig, ich will nicht lügen und ſagen, ich hätte nicht daran gedacht. Ja, ich habe daran gedacht und ſogar mit dem Hintergedanken: Nun, wird ſich denn der Tollkopf noch immer nicht entſchließen, einmal eine Erklärung zu machen? — Sie ſehen, meine Liebe, ich bin ehrlich.“

Ein Diener trat in dieſem Augenblick auf die Teraſſe und meldete: „Herr Gaſton de Maupourg!“

Henriette lachte bei dieſem drolligen Zu-

ſammentreffen laut auf, und Komteſſe Saint-Diſ ſtimmte mit ein. Dann aber ſagte ſie gemessen zu ihrem Diener: „Laſſen Sie den Herrn eintreten.“

Eine Minute ſpäter erſchien der Beſucher. „Ich will nicht hoffen, daß ich die Damen ſtöre,“ ſagte er.

„O, nicht doch, Gaſton! Erzählen Sie, wo waren Sie den ganzen Tag? Haben Sie eine Wohnung gefunden?“

„Ja, denken Sie, Komteſſe, eine Wohnung, wie ich ſie nur wünſchen kann. Ein nettes, alleinſtehendes, nicht zu großes Haus mit einem hübschen Garten ringsherum, freie Ausſicht auf das Meer, hübsch eingerichtet und koſtet nur achthundert Franken für den ganzen Winter.“

„Ah, das iſt allerdings erſtaunlich. Und wo iſt dieſes Paradies?“

„Am Boulevard du Midi, am Ende deſſelben, wo es nach den Promenaden hinaufgeht, etwa auf halber Höhe.“

„Was?“ rief die Komteſſe plötzlich. „Sie

meinen doch nicht etwa das rote Haus? Aber beſter Herr v. Maupourg, wiſſen Sie denn nicht, daß ein Mord in dem Haus geſchehen iſt?“

„Ein Mord? Nein, davon weiß ich nichts,“ verſetzte Gaſton.

„Das Haus ſteht ſeit ſechs Jahren leer,“ erzählte die Komteſſe. „Niemand hat es bisher über ſich gewinnen können, darin zu wohnen. Und nun haben Sie das Haus gemietet, Gaſton!“

„Ich fand kein anderes,“ ſagte der junge Mann.

„Und wer war der Mörder, wer das Opfer?“ fragte Henriette neugierig. „Erzählen Sie doch.“

„Den Mörder hat man nie entdeckt, über der graufigen That ſchwebt noch heute ſo tiefes Dunkel wie am erſten Tage. Die Ermordete war eine gewiſſe Miſſ Abbot. Ich wohnte damals mit meiner Mutter am Boulevard du Midi, und unſer gewöhnlicher Weg nach der Promenade oder von



Syraxen überfallen ein Pampashirschkalb. (S. 36)

dort zurück führte uns am roten Hause vorbei. Mit Miß Abbot, einer alten, sehr angenehmen Engländerin, wurden wir bald befreundet. Eines Nachmittags suchten wir Miß Abbot vergeblich auf der Promenade, und als ich mit Mama kurz vor dem Mittagessen zurückkam und am roten Haus vorbeiging, sahen wir dort von fern einen großen Menschenauflauf. Die Polizei hatte das Haus abgesperrt, als meine Mutter aber sagte, daß wir zu den persönlichen Bekannten Miß Abbots gehörten, ließ man uns eintreten. Wir wurden sofort in den Salon geführt, wo wir einige Beamte vorfanden, die uns in ein Verhör nahmen. Mama mußte sagen, wie wir heißen, und wer wir seien, und wie wir mit Miß Abbot bekannt geworden seien, und eine Menge Dinge. Endlich wurden wir hinaus auf den Gang geführt, und plötzlich, ohne daß wir es geahnt hätten, standen wir an der Leiche der armen Miß Abbot.

„Schrecklich! Schrecklich! Und wie sah sie aus?“ rief Henriette.

„Es war ein jämmerlicher Anblick. In dem Gang ist an einer Stelle eine etwa meterhohe Bretterwand, die weiß getüncht ist und hinter der vielleicht eine Treppe oder ein Gelaß ist — ich weiß es nicht.“

„Die Bretterwand soll den Kellereingang verdecken oder verhüten, daß man im Finstern dort hinunterfällt,“ warf Herr v. Maupourg ein.

„Nun also, an dieser Stelle lag die Leiche unserer armen Freundin, in einer gräßlichen Weise verunstaltet. Sie war in ihren Nachtkleidern, die Haare waren aufgelöst, der Kopf mit Blut besudelt — so lag sie an jenen Bretterverschlag gelehnt, von dem ich sprach, und an dem ein großer Blutsleck haftete. Wahrscheinlich hatte sie entfliehen wollen und dazu die Hinterthür des Hauses in Aussicht genommen, an dieser Stelle aber hatte sie der Mörder erreicht und erschlagen.“

„Nun, und der oder die Mörder?“ fragte Herr v. Maupourg.

„Man hat sie nie entdeckt.“

„Und in diesem Hause wollen Sie wohnen, Herr v. Maupourg?“ fuhr jetzt Fräulein Billmon entsetzt auf. „Zwischen diesen Wänden wollen Sie schlafen? Das geht ja gar nicht.“

„Warum soll ich nicht dort wohnen?“ fragte der junge Mann. „Ich bin dort gewiß sicherer als in jedem anderen Hause. Denn dort kommt nichts wieder vor.“

„Warum denn nicht?“

„Aus Uberglauben. Kein Missethäter wird sich ein solches Operationsfeld aussuchen.“

„Es mag sich verhalten, wie es will, Gaston,“ meinte jetzt die Komtesse, „ich würde in einem solchen Hause nicht ruhig schlafen können, und es wäre mir wirklich lieber, Sie ließen das rote Haus in seiner Einsamkeit weitermodern.“

„Nein. Ich werde dort wohnen. Erstens, weil kein vernünftiger Grund dagegen spricht; zweitens, weil mich das Geheimnisvolle der Geschichte reizt. Es ist doch mal etwas anderes. Unser Leben ist ja sonst langweilig genug.“

Komtesse Saint-Die versuchte, den jungen Mann von seiner Idee abzubringen, aber vergeblich.

Als Gaston, von einem Spaziergange zurückgekehrt, durch den Garten ging, sah er einen alten Mann dort arbeiten.

„Sind Sie der Gärtner?“ fragte er ihn und blieb stehen.

„Ja, Herr Baron. Ich besorge den Garten des roten Hauses schon seit mehr als einem Jahrzehnt.“

„Wohnen Sie im Haus?“

„Nein, Herr Baron.“

„Wie heißen Sie?“

„André, Herr Baron.“

„Gut. Es könnte schon der Fall eintreten, daß ich Ihrer bedürfte. Ist mein Diener zu Hause?“

„Monsieur Jean ging vor kaum einer Viertelstunde aus. Er hat Sie wohl nicht so bald erwartet.“

„Schicken Sie ihn sofort herauf, wenn er kommt.“

Herr v. Maupourg betrat das Haus. In dem Salon zu ebener Erde, rechts vom Eingang, brannte eine Lampe. Herr v. Maupourg fand es etwas dunkel im Zimmer und schraubte die Lampe höher.

Auf dem Tische lagen zwei Briefe und eine Zeitung, die der Postbote während seiner Abwesenheit gebracht hatte. Er setzte sich in einen Sessel am Ramin und las. Es herrschte tiefe Stille im Zimmer, nur das Feuer knallte und prasselte von Zeit zu Zeit. Ein feines, vornehmes Parfüm von Orangenblüten erfüllte das Zimmer, das, behaglich durchwärmt und erleuchtet, eigentlich einen gemüthlichen Eindruck hätte machen müssen. Aber Gaston war weit entfernt davon, sich gemüthlich zu fühlen. Während er scheinbar las, dachte er daran, wie der Mörder der Miß Abbot, um das Schlafzimmer dieser Dame zu erreichen, durch den Salon schleichen mußte. Diese Wände, diese selben Tapeten mit den hübschen Schäfermustern hatten ihn gesehen, diese Möbel, diese Bilder an den Wänden kannten ihn.

Sonderbar, es litt Gaston nicht lange in seinem Salon. Es wurde ihm unheimlich. Zimmerzu spiegelten ihm seine Gedanken das Bild vor, wie der Mörder, im Dunkeln schleichend, das Bein in der Hand, sich an der Wand hindrückt, horcht, vorsichtig nach den Möbeln tastet. Der junge Mann hielt es nicht mehr aus. Er nahm die Lampe vom Tisch und ging in das Nebenzimmer, das früher der Ermordeten als Schlafzimmer gedient hatte.

„Hier ist der Ueberfall geschehen,“ dachte er bei sich. „In Todesangst, vielleicht schon getroffen und blutend, hat sich das arme Opfer emporgeworfen und ist entflohen — dort hinaus. Er hinterher.“

Als ob ihn eine unsichtbare Hand führe und ziehe, ging Gaston, die Lampe in der Hand, weiter, zum Zimmer hinaus, auf den mit schwarz und weißen Marmorplatten belegten Gang, auf dem seine Schritte eigentümlich hallten. Hier war es geschehen. Er stand an der Holzwand. Man hatte natürlich alles wieder frisch überpinselt und über-tüncht. Aber dort? War das nicht noch ein dunkler Schatten an der Wand? Unten, wo der Kopf der Toten gelegen hatte? Er leuchtete mit der Lampe näher hin, da verschwand der Schatten. Er nahm die vorige Stellung wieder ein, wie er sie gehabt, als er den Schatten gesehen — richtig, da war auch der Schatten wieder. Ohne Zweifel, das Blut hatte, vielleicht begünstigt von der Feuchtigkeit in der Luft, die weiße Farbe durchschlagen und einen kaum wahrnehmbaren, aber doch schauerlichen Fleck gemacht.

In dem Augenblick ging die Thür; Gaston sah, wie sein Diener das Haus betrat.

„Jean!“ rief er ihn an. „Siehst du den Fleck dort?“

„Nein, gnädiger Herr, ich sehe nichts.“

„Es ist gleichgültig. Es ist einer da, und ich wünsche, daß er überpinselt wird, und zwar mit guter Delfarbe. Der Fleck ist häßlich. Der Gärtner kann das besorgen. Rede mit ihm.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

Herr v. Maupourg ging nach dem Salon zurück. Einige Minuten später trat auch Jean dort ein.

„Wünschen der Herr Baron zu Hause zu speisen?“ fragte er.

„Nein, ich gehe aus.“

Das rote Haus war ihm doch unheimlicher, als er es sich gestehen wollte. Er speiste in einem Restaurant und ging dann in das Theater, kam spät heim, schlief die Nacht schlecht und stand früh auf.

Da es ein schöner, sonniger Tag war, ging er in den Garten. Born, wo die Straße an der Gartenmauer hinlief, stand auf einer kleinen Erhöhung ein Pavillon. Hier blieb er sitzen, steckte sich eine Zigarre an und genoß die Schönheit des Morgens. Da schlug plötzlich eine Stimme von der Straße her an sein Ohr.

„Schau, schau!“ sagte jemand wie verwundert halblaut vor sich hin, „es ist wieder bewohnt, das vermüthete Haus. Hätte ich es doch nie gesehen!“

Eine unwillkürliche Neugier veranlaßte Gaston, sich so weit vorzubeugen, daß er den Sprecher sehen konnte, der ihn seinerseits nicht gewahrte.

Das erste, was Gaston an dem Manne auffiel, war, daß er den einen Fuß nachschleifte, als ob er leicht gelähmt sei. Oder hatte er etwa früher auf der Galeere gefessen und den wunderlichen Gang von der großen Eisenkugel her behalten, die diesen Sträflingen angeschmiedet wird? Er war augenscheinlich ein herabgekommener Mensch, groß, starkknochig, mit einem struppigen, dichten schwarzen Knebelbart. Das Haupthaar war leicht ergraut. Der Mann war nicht mehr jung. Vielleicht fünfzig Jahre oder noch älter. Ein schäbiger Füllhut saß windschief auf seinem Kopfe. Der Mann schlenderte langsam die Straße entlang, am Gitter hin, das dort den Garten abgrenzte. Gaston wollte es scheinen, als ob er von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke auf das rote Haus werfe.

„Monsieur André!“ rief er dem Gärtner zu, den er in der Nähe beschäftigt sah. „Bitte, sehen Sie sich einmal unauffällig den Mann an, der dort am Gitter hingehet. Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Den? Ja, Herr Baron, der ist eigentlich Tischler, aber er arbeitet fast nie. Er heißt Louvain und ist ein verbummelter, verstoffener Kerl. Früher ist er manchmal hier im Hause beschäftigt gewesen, wenn es was für ihn zu thun gab, aber jetzt ist der Bruder Sausaus zu nichts mehr zu gebrauchen.“

„So, so!“ sagte Gaston. „Ei, rufen Sie ihn doch einmal herein, André. Ich habe eine Kleinigkeit für ihn zu thun.“

Der Gärtner machte einige Schritte. „Louvain!“ rief er dann. „He, Monsieur Louvain!“

Der Gerufene wendete sich um und blieb stehen. Der Gärtner war nach dem Gitter gelaufen und öffnete es. Louvain rührte sich nicht vom Fleck.

„Sie möchten so freundlich sein, Herr Louvain, und einen Augenblick näher treten. Der Herr Baron hat etwas für Sie zu thun.“

„Habe keine Zeit,“ antwortete Louvain fast verächtlich.

„Es ist nur eine Kleinigkeit,“ rief jetzt Gaston ihm zu. „Ich bezahle gut. Aber wenn Sie durchaus nicht wollen —“

Louvain stand unschlüssig still. Dann flog ein merkwürdiges Lächeln über seine Züge. „Warum sollte ich denn nicht wollen?“ fragte er ziemlich herausfordernd.

„Also kommen Sie,“ sagte Gaston, indem er zugleich nach Jean rief. „Mein Diener

wird Ihnen zeigen, um was es sich handelt. Es ist im Hausgang etwas anzustreichen. An einem Bretterverschlag ist dort durch das feuchte Wetter ein dunkler Fleck entstanden. Ich kann so etwas nicht leiden.“

Jean kam, und Gaston setzte ihm rasch auseinander, um was es sich handle. Dann gingen Jean und Louvain in das Haus. Etwa fünf Schritte hinter ihnen folgte Gaston. Als sie in den Hausgang kamen, schien es, als ob Louvain von einer eigentümlichen Unsicherheit überfallen werde. Aber es war nur ein kurzer Moment. Dann hustete er in einer Weise, als ob es ihm nur darum zu thun sei,ärm zu machen, und ging weiter.

Sie standen vor dem Bretterverschlag. „Wo ist denn der Fleck?“ fragte Jean, sich nach seinem Herrn umwendend.

„Du siehst ihn noch immer nicht?“ fuhr ihn Gaston unwillig an.

„Nein. Ich will ein Licht holen.“

„Das ist nicht nötig. Ich sehe ihn schon,“ meinte Louvain. „Hier ist er.“

„Wo?“ fragte nochmals Gaston, um sich zu vergewissern, daß der Tischler auch die richtige Stelle gefunden habe.

„Hier!“ antwortete Louvain und bezeichnete die Stelle näher.

Herr v. Maupourg war starr vor Staunen. Warum sah Jean den Fleck nicht, den doch er und Louvain sofort fanden? Jean wußte von Miß Abbots Unglück nichts. Vielleicht war wirklich gar kein Fleck da, und die Einbildung trieb ihr Spiel mit Gaston. Aber moher sah dann Louvain den Fleck? Kannte er den Vorgang noch genauer? War er vielleicht mit dabei gewesen? Herr v. Maupourg geriet in Aufregung. Aber er sagte nichts, er fürchtete seine Aufregung zu verraten. Er ging fort und ließ die beiden allein.

In seinem Salon sitzend, hörte er noch, wie Louvain fortging, und gleich darauf fragte André den Diener: „Sie haben ihm Geld gegeben?“

„Ja, einen Franken. Er sagte, er müsse Farbe kaufen.“

André lachte. „Sie werden ihn nicht wiedersehen. Ich wette mit Ihnen, so hoch Sie wollen, daß der Taugenichts nach der nächsten Kneipe geht und das Geld versäuft.“

Gaston hörte nichts mehr. Er hatte nur noch einen Gedanken. War Louvain der Mörder oder war er es nicht? Und wenn er es war, wie konnte er Sicherheit erlangen?

Der Gärtner behielt recht. Es verging eine Woche, Louvain ließ sich im roten Haus nicht wiedersehen.

Da sah Gaston eines Tages, als er in einer Droschke aus der Stadt nach dem roten Hause zurückkehrte, auf dem Boulevard du Midi Louvain vor sich hin torkeln.

Er ließ den Wagen sofort halten, bezahlte den Kutscher und folgte dem Tischler in einiger Entfernung.

Der Tischler machte den Eindruck eines vollkommenen, schon körperlich völlig heruntergekommenen Trunkenboldes und wankte, immerfort mit sich selbst sprechend, durch mehrere enge Gassen des Arbeiterviertels, bis er in einem Hause verschwand.

Herr v. Maupourg zog den Kragen hoch und näherte sich dem Hause. Es trug die Nummer 47. Unten war eine Bäckerei. Durch den Hausgang hindurch sah man auf einen dunklen Hof mit hohen Hintergebäuden, alles in armseligem, bausälligem Zustand. An dem Schaufenster der Bäckerei war ein kleines Schild, auf dem zu lesen war: „Zimmer zu vermieten.“

Es war im Dunkelwerden. Herr v. Maupourg trat ein.

„Sie haben Zimmer zu vermieten?“ fragte er eine ältliche Frau, die ihm im Hausflur begegnete.

„Ja, aber augenblicklich habe ich nur zwei frei.“ Und ob Ihnen die gefallen, weiß ich nicht.“

„Kann ich die Zimmer sehen?“

„Jawohl, mein Herr. Bitte, kommen Sie.“

Die Frau ging nach dem Hinterhause. Herr v. Maupourg, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, hinterher. Es wäre ihm höchst fatal gewesen, Louvain hier zu begegnen und vielleicht gar von ihm erkannt zu werden. Das Haus machte einen sehr unangenehmen Eindruck. Kehrichthaufen lagen auf dem Hofe herum, schmutzige Kinder schrieten im Hause, Fenster, Treppen und Gänge waren unsauber, die Fensterscheiben teilweise zerbrochen und mit Papier verklebt.

„Wer wohnt hier?“ fragte Herr v. Maupourg.

„Rechts wohnt ein Bademeister Namens Berron, der aber jetzt keine Beschäftigung hat, und links eine Schneiderin, die für ein großes Geschäft arbeitet.“

„Ah! Und dies ist das Zimmer, das Sie mir vermieten können?“

„Ja, aber es ist noch ein anderes da, oben im dritten Stock.“

„Bitte, zeigen Sie mir das.“

Sie stiegen hinauf. Die Luft versekte dem Baron fast den Atem, aber doch fragte er überall, wo sie vorbeigingen, wer da wohne. Es waren lauter Leute der unteren Klassen, oft zweifelhafte Existenzen.

„Und wer wohnt hier?“ fragte er wieder.

„Ein armer Tischler, der jetzt auch ohne Arbeit ist, er heißt Louvain.“

„Und das Zimmer, das Sie mir vermieten wollen —“

„Ist gleich daneben. Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß es sehr dunkel darin ist, weil das einzige Fenster direkt auf die Brandmauer des Nachbarhauses geht.“

„Das würde nichts schaden, meine liebe Frau. Ich bin Photograph und wünsche das Zimmer lediglich als Dunkelkammer zu benutzen.“

„O, dazu paßt es vorzüglich.“

Herr v. Maupourg mietete das Zimmer auf einen Monat und begann nun den Tischler planmäßig zu beobachten. Das Detektivspielen interessierte ihn. Lange waren seine Bemühungen ganz erfolglos. Er hörte und sah nichts von Louvain. Erst als er dessen Gewohnheiten einigermaßen erkundet hatte, glückte es ihm eines Abends, einen Schritt weiter zu kommen. Nach seiner Berechnung mußte die Einsamkeit Louvain eine Qual sein. Alle schweren Verbrecher fürchten die Einsamkeit, in der sich das Gewissen regt. Und bei Gaston war die Annahme nachgerade zur fixen Idee geworden, daß Louvain der Thäter oder wenigstens Helfer bei dem Mord im roten Hause sei.

Es war an einem Dienstagabend. Gaston kam etwa fünf Minuten nach zehn Uhr in seinem Zimmer an und begab sich auf seinen Lauerposten hart am Fenster, wo er am besten hören konnte, was in Louvains Zimmer vorging.

Etwa eine Viertelstunde nach Gaston kehrte auch Louvain heim. Gaston hörte, wie er sich an seinen Tisch setzte; schwer, müde ließ er sich auf den Stuhl fallen und seufzte auf. So blieb er längere Zeit stumm sitzen.

Plötzlich hörte Gaston, wie Louvain wütend mit der Faust auf den Tisch schlug und einen rohen Fluch ausstieß. Dann klapperte er mit einigen Kupfermünzen, die er wahrschein-

lich zählte. Er war offenbar wieder schwer betrunken.

„Noch siebzehn Sous!“ hörte Gaston ihn knurren. „Und wieder nichts und wieder nichts und alle Tage nichts! Den Teufel auch! Ich muß Geld haben!“

Wieder verging eine lange Weile. Louvain stand auf, lief torkelnd hin und her und setzte sich dann wieder.

„Abgemacht,“ grunzte der Betrunkene drüben. „Ich gehe wieder ins rote Haus. Der Kerl ist reich. Alles andere ist Unsinn — Unsinn — Unsinn!“

Herr v. Maupourg hörte, wie sich der Trunkenbold, noch weiter murmelnd, krachend auf das Bett warf. Atemlos lauschte er weiter; er war in furchtbarer Aufregung und wagte doch nicht sich zu rühren, aus Furcht, sich durch das Geräusch zu verraten; er mußte aushalten, bis Louvain schlief. Es war für den jungen, verwöhnten Aristokraten eine furchtbare Probe. Endlich wurde Ruhe in Louvains Zimmer. Leise stand Gaston auf und schlich davon.

Am nächsten Tag um die Mittagszeit saß Herr v. Maupourg in seinem Salon im roten Haus, als sein Diener Jean eintrat.

„Herr Baron werden verzeihen, der Mann von neulich ist da —“

„Welcher Mann, Jean?“ fragte Herr v. Maupourg.

„Der Mann, der den Bretterverschlag überstreichen sollte.“

„Gut. Er soll nur antreiben,“ sagte Gaston, alle seine Selbstbeherrschung zusammennehmend.

Er hatte sich vorgenommen, sich gar nicht um Louvain zu kümmern. Louvain sollte keinen Verdacht schöpfen. Als er aber den Mann draußen wußte, der in der letzten Zeit wie eine rätselhafte Erscheinung ihn beschäftigt hatte, kam ein nervöses Zittern über ihn. Er konnte nicht ruhig sitzen bleiben, stand auf und trat hinaus. Louvain ging eben den Gang entlang, eigentümlich unsicher und schwankend, wie betrunken. In der Hand trug er einen kleinen Farbtöpfchen an einem Drahtstängel, in dem noch ein Rest von Farbe war. Wahrscheinlich hatte er ihn irgendwo geliehen oder gestohlen.

Louvain stand jetzt gerade vor dem Bretterverschlag und starrte einen Augenblick auf den Fleck, der heute gar nicht zu sehen war, weil der Himmel trübe und das Licht im Gange infolgedessen schlecht war.

Plötzlich fuhr er mit den Armen in die Höhe.

„Wer ist hier? Wer ist hier?“ krächzte er mit der Stimme eines Wahnsinnigen und begann mit dem Farbtöpfchen und dem Pinsel um sich zu schlagen; dabei schrie er unaufhörlich: „Fort! Fort!“

Gaston stand wie erstarrt. Was ging da vor? Ehe er aber noch zur Besinnung kommen konnte, fiel plötzlich Louvain mit einem Schrei zu Boden, verdrehte fürchterlich die Augen und röchelte dumpf.

Rasch sprang jetzt Herr v. Maupourg hinzu: „Jean, schnell kaltes Wasser!“

Aber es war schon zu spät. Louvain verdrehte noch ein paarmal die Augen, röchelte schwer und lag dann still. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Eine Stunde später war Gaston bei der Komtesse Saint-Dié. Sie lag auf einer Chaiselongue, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, den Blick träumerisch über den Garten hinweg hinaus auf das Meer gerichtet. Er hatte ihr eben seine Abenteuer erzählt

und der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß Louvain der Mörder der Engländerin gewesen sei.

„Welch schreckliche Geschichte, Gaston!“ sagte Komtesse Marie mit weicher, etwas schwommener Stimme. „Ach, und Sie selbst waren in Gefahr — o, wenn der entsetzliche Mensch Ihnen etwas angethan hätte! Warum sind Sie auch in das Mordhaus gezogen?“

„Warum? Weil ich ein einsamer Mensch bin, ein Junggeselle, der bereits anfängt, ein Sonderling zu werden.“

„Ach leider ja, Gaston!“

„Gehen Sie! Und wenn Sie sich nicht meiner erbarmen, Marie —“

„Gaston!“

„Marie,“ flüsterte er weiter, „die Einsamkeit überschleicht mich manchmal wie eine kalte Nacht, wie ein Schauer, und ich kann nicht froh atmen, ehe ich nicht in Ihr Auge sehe. Wollen Sie die Meine werden?“

Sie sagte nichts. Was soll eine Frau, die mit entzücktem Ohr die längst und sehnsüchtig erwartete Erklärung des Liebhabers hört, noch sagen? Sie zog ihn lächelnd zu sich heran und küßte ihn auf den Mund.

Dann wurde alles still. Der Wind wehte den Veilchenduft auf die offene Terrasse; der Abend legte sich auf die schöne Stadt und auf das Meer, dessen Wellen die Wunder des Abendhimmels zurückstrahlten. Alles war

in tiefen Frieden und Ruhe getaucht — die Ruhe des Glücks!

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Ezekution und Gnade.** — Prinz August Friedrich, der spätere Landgraf von Hessen (1839—1846), war im Jahre 1803 Major bei der de Ligne-Infanterie. Als solcher erhielt er von seinem Obersten, Johann v. Dalwigk, den Befehl, die Erschießung eines rückfälligen Deserteurs zu befehligen, jedoch mit der heimlichen Weisung, anstatt „Feuer“ zu kommandieren, „Gnade“ zu rufen. Der Prinz erfüllte diesen Auftrag getreulich, jedoch das zum Schießen befehligte Detachement mißversteht ihn und giebt trotzdem Feuer. Entseelt sinkt der Beagnadigte zusammen.

**Humoristisches.**



**Selbstverrat.**  
 Frau: Ziehst du heute abend, wenn du in den Klub gehst, die neuen Stiefel an?  
 Mann: Nein, die knarren mir zu viel.  
 Frau: Knarren? Wie lange hast du denn eigentlich vor, auszubleiben?



**Der Schwindel.**  
 Alle sechs Stunden wechseln Ebbe und Flut miteinander ab. Na, das ist doch der höhere Schwindel! Bei mir ist schon drei Wochen Ebbe, und noch keine Spur von einer Flut zu merken.

Prinz August Friedrich nahm sich den Vorgang so zu Herzen, daß er alsbald in ein hitziges Nervenfieber verfiel. Lange schwebte er zwischen Tod und Leben, endlich gesundete er wieder, aber nie verließ ihn die Erinnerung an jenes unglückliche Ereignis, und das Aussprechen des Wortes „Ezekution“ genügte, um ihn in die finsterste Stimmung zu versetzen. Er starb als Feldmarschall und Gouverneur von Mainz. [D.]

**Hest denn du mihr?** — Der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg traf einst auf der Jagd bei Ivenack einen Jungen, welcher die Schafe hütete. „Gooden Dag, min Jung, wie geit dat?“ grüßte der Herzog.

„Wie sullt mi gahn?“ versetzte der Junge. „Ganz gaud.“

„Wat hest du woll förn Berdeinst, min Sähn?“ fragte der Fürst darauf.

„Wat sull ick hebban? Ic krieg Eten und Drinken.“

„Wieter nig?“

„Jau, Herr, zu Wihnächten hett mi de Herr Inspektor of 'ne warme Jack schenkt.“

„Hest du sonst nich mihr (mehr)?“ forschte der Herzog weiter.

Ganz verdukt schaute ihn darauf der Junge an und fragte erstaunt: „Hest denn du mihr?“ [G. R.]

**Bilder-Rätsel.**



Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung des Sticker-Rätsels in Nr. 4: An Stelle der Kreuze ist immer der vorgezeichnete Buchstabe in der entsprechenden wagerechten Reihe zu setzen. Liest man dann die Kreuze, links beginnend, den senkrechten Reihen nach ab, so ergibt sich das Sprichwort: „Arbeit schändet nicht.“

**Anagramm.**

Den Zeitpunkt etwa giebt es an —  
 Schreibt man das Wort klein und getrennt —  
 An dem der Dämmerung Herrscher mit  
 Frau Luna kämpft ums Regiment.  
 Doch schreibt man groß es und vereint,  
 So nennt den Tag es unbedingt,  
 An dem ein frohglauanter Fürst  
 Zum letztenmal sein Scepter schwingt.  
 Auflösung folgt in Nr. 6.

**Charade.** (Vierfüßlig.)

Die ersten zwei: geliebt, geehrt,  
 Die letzten zwei: für Henters Schwert.  
 Das Ganze man in Banden schlägt  
 Als schlimmsten aller Uebelthäter;  
 Raum daß es heut noch jemand trägt,  
 Dies alte Puhbild unsrer Väter.  
 Auflösung folgt in Nr. 6.

**Auflösungen von Nr. 4:**

des Dichter-Rätsels: Hebel, Auerbach, Umland,  
 Feuerkreben, Freiligrath = Hauff;  
 des Logogriphs: Farbe, Rabe.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.